

Aus dem Zwanzigsten und dem Zweiundzwanzigsten Kapitel gefallen:

Lannisters Brief

Ich weiß nicht und wage gar nicht, Vermutungen darüber anzustellen, ob Dich interessiert, wie ich selbst die grausige Zeit überstanden habe. Aber ich will Dir doch etwas davon erzählen. Ich glaube, das Wichtigste, was Menschen jetzt tun können, ist doch, sich davon zu erzählen, wie man überlebt hat, ohne zu verzweifeln, wie man sein Menschentum bewahrt hat und sogar in dem bescheidenen Vermögen, das uns gegeben ist, ein wenig Gutes im so unerschöpflich Schlechten auszurichten.

Du weißt sicher, was in und mit London geschehen ist. Als die Luftangriffe begannen, der London Blitz, wie wir es nannten, bin ich nicht mit den Evakuierten geflohen, habe mich nicht aufs Land begeben, sondern meldete mich freiwillig für Hilfs- und Aufräumdienste, aus nicht allzu uneigennütigen Beweggründen.

Mein Glaube an die Nützlichkeit meiner Berufsausübung hatte zu diesem Zeitpunkt eine Reihe schwerster Schläge einstecken müssen; welchen Nutzen ein Romanschriftsteller für seine Mitmenschen abwerfen mochte, konnte wohl nicht nur ich mir in den blutigen Aufführungen, die uns zuteil wurden, nicht mehr vorstellen.

Aber jeder Mensch möchte gern glauben, daß er mit seinem Treiben mehr erreicht als die eigene Existenzsicherung, daß er eine Spur zu ziehen vermag in den Sand der Zeit, daß er Werte schafft oder Werte beschützen kann, kurz: daß er nicht umsonst lebt, daß andere von ihm etwas zu gewinnen haben.

Und nicht nur meine Selbstgewißheit, auch mein, wenn so ein Wort noch gestattet ist, Vertrauen in die Menschenart als solche hatte gelitten, von der persönlichen wie der bürgerlichen Seite her. Denn nicht nur hatte ich unser Auseinandergehen, bedingt durch lächerliche Kleinigkeiten und von niemandem recht gewünscht, alles andere als gut verkraftet, sondern darüberhinaus schien mir die ganze Welt im Zerfall begriffen, einer eher lustlosen und wie mechanischen Auflösung, die nichts mit dem Donner und Schlachtenlärm zu tun zu haben schien, der gleichwohl alles umbrandete, was sich nun begab.

Mein Eintritt in die Truppe der Hilfswilligen, die einzige Truppe, der ich je angehört habe – ich bin, wie Du weißt, aufgrund meiner Ohrenleiden und anderer kleiner Gebrechen stets „wehruntauglich“ gewesen – geschah also hauptsächlich um meines Wunsches willen, mich in

irgendeiner Form von Menschheit heimisch zu fühlen – mich selbst als einen Menschen erleben zu können, der mit anderen Menschen der allgemeinen Entmenschlichung, dem Verlust an Leben, Schönheit, Gerechtigkeit, Freiheit und anderen Gütern etwas entgegensetzt oder das doch wenigstens versucht. Sehr viel genauer kann ich auch heute nicht über die politische Seite der Angelegenheit denken; es macht mich der politischen Denkweise und allen ihren Varianten gegenüber nach wie vor nicht wenig mißtrauisch, das einige der klügsten Leute, die ich je gekannt habe, darunter die Dir bekannten Herren Lewis und Pound, ihren doch sehr beachtlichen Verstand beim Betreten des politischen Theaters an der Garderobe abgeben mußten.

Die Begegnungen mit meinen Kameraden, jenen Leuten also, die dabei halfen, nach den Angriffen die Trümmer wegzuräumen, die Verletzten zu bergen und die Toten zu begraben, gehören zum Erbaulichsten, was der Krieg zu bieten hatte – der sarkastische Ton ist beabsichtigt, Du erinnerst Dich an diese Seite meines Wesens, ich habe sie nicht im Krieg zurückgelassen. Es wäre schön, wenn man nicht erst im Angesicht von Leichen und schwarzem Rauch erkennen lernte, daß es Menschen gibt, die sich dem Übel entgegenstemmen. Wie die Dinge liegen, konnte ich freilich froh sein, eine Aufgabe wie jene zu haben, und ich werde einiger meiner erwähnten „Kameraden“, besonders derer, die den Krieg selbst nicht überlebt haben, immer ehrend gedenken.

Die merkwürdigste Begegnung fand eines morgens nach einem der heftigsten Überfälle der deutschen Bomber statt, und ich erzähle Dir hier davon, um vielleicht eine andere Erinnerung aufzufrischen an eine Zeit, in der Du und ich sehr glücklich miteinander sein durften.

Wir, das heißt die etwa zehn Mann meiner eigenen kleinen Kolonne, waren einem Räumkommando zugeteilt, das ein zerstörtes altes Schulhaus durchsuchen sollte, sowohl nach Toten wie eventuellen Überlebenden. Dabei halfen uns ein gutes Dutzend anderer Leute aus einem in jener Nacht weniger betroffenen Stadtgebiet, und einer dieser anderen war jener Wissenschaftler, von dem ich Dir so oft erzählt habe – ganz recht, der Mann, dessen kühle und intelligente Erwidern auf meine in einer englischen Kneipe geäußerten hochmütigen lebensphilosophischen Schwafeleien mich jahrelang verfolgten, nachdem Du und ich sein Photo in einer Zeitung abgedruckt fanden, als man ihm den Nobelpreis verliehen hat. Ich weiß wirklich nicht, ob Du Dich auch noch an seinen Namen erinnerst; er hieß und heißt (soweit ich weiß, lehrt er

gegenwärtig in Cambridge und erfreut sich bester Gesundheit) Paul Dirac und ist der zurückhaltendste, möglicherweise aber tiefste Mensch, der mir zeitlebens über den Weg gelaufen ist.

Das Wiedersehen mit diesem Mann, der, ohne es zu wissen (bis heute nicht – ich habe es nicht über mich gebracht, ihm davon zu erzählen) auf die Distanz eine so prägende Bedeutung für meine intellektuelle und, ich möchte sagen, auch menschliche Entwicklung gehabt hat, das Wiedersehen in dieser ganzen Verwüstung, zwischen den halb und gezackt stehengebliebenen, rußgeschwärzten Wänden im Innenhof eines Schulhauses, war wie ein kurzer Stillstand auf diesem ganzen Weg – ich erkannte ihn merkwürdigerweise sofort, er mich natürlich nicht, ich hatte von dem einen zufälligen Zusammentreffen her selbstverständlich keinen Eindruck hinterlassen.

(...)

Du erinnerst Dich wohl – und hier beginnt nun wirklich der Teil des Briefes, der nur von meinen eigenen Belangen spricht – Du erinnerst Dich, hoffe ich, an diesen Roman von mir, „Der blinde Rufer“, Du hast ihn damals mit großem Interesse aufgenommen, auch sehr nette Dinge darüber gesagt. Da gibt es eine Stelle, wo der Held, jener Leuchtturmwärter an der äußersten nördlichen schottischen Küste, über die Wissenslücken nachdenkt, die ihn nicht angesichts anderer Menschen, sondern vor allem aufgrund der ihn umgebenden Natur beschämen: wenn man ein Mensch sein will, ist es dann nicht von größter Wichtigkeit, den Versuch zu unternehmen, die Welt rings tatsächlich auch zu VERSTEHEN?

Diese Stelle war eine direkte, wenn auch später Folge meiner Wirtshausbegegnung mit Dirac. Mein erster Impuls, als ich den Mann mit der Schaufel erkannte, der mir auf diesem Trümmerfeld gegenüberstand, war deshalb der verrückte Wunsch, ihm für die Worte, die er damals gesagt und die Geduld, mit der er meine schwärmerische Spinnerei in die Schranken verwiesen hatte, meinen Dank auszusprechen. Es kam nicht dazu – erstens, weil ich mich bezwang, und zweitens, weil er, anstatt sich vorzustellen, plötzlich die Worte an mich richtete: ‚Wenn wir das Gelände zunächst mal nicht aufteilen, wie Sie das eben gemacht haben, sondern alle zusammen die Kellerzugänge freilegen, indem wir langsam von Osten nach Westen arbeiten, dann könnten wir vielleicht noch Leute finden, da unten.‘

Er hatte selbstverständlich recht: unsere absurde Routine, die uns von den Zivilschutzoffizieren angewiesen worden war und die niemand

aus meiner kleinen Truppe auch nur eine Sekunde infrage zu stellen die Geistesgegenwart besessen hatte, würde Menschenleben kosten, wenn jemand erstickte, während wir Dienst nach Vorschrift leisteten.

Es ist nämlich tatsächlich so, Esther, daß der Mensch bei jeder Art von Handgriff oder häufig sich wiederholender körperlicher Arbeit sehr bald in einen tierischen Stumpfsinn verfällt – eine Beobachtung, die mir abstrakt schon lange klar gewesen sein muß, schließlich entsinne ich mich all der Jahre, in denen mich angesichts von Menschen hinter Ladentheken oder in Schalterkabuffs mildes Entsetzen befiel und ich bei mir, so ganz für mich, meinem Schöpfer dankte, daß er mir einen Beruf eröffnet hat, in dem ich den Morgen verschlafen und den Abend nicht selten bei Wein und anregenden Gesprächen zubringen darf. Und so sehr es für die Wiedergewinnung einer verlorengegangenen Art von Wirklichkeitssinn und Selbstgewißheit wichtig war, daß ich der Kolonne beitrug, die damals im verheerten London das Größte zu bereinigen versuchte, so sehr war daraus nach einer Weile eben nichts anderes geworden als die Tätigkeit eines Straßenfegers. Der einfache, klare und richtige Einfall Diracs an diesem frühen Vorabend erlaubte uns, die entscheidenden Arbeiten dem Befehlserfüllungsstumpfsinn vorzuziehen, und wenn wir auch keine im Keller eingeschlossenen Menschen fanden, weder lebendige noch tote, so befreiten wir doch einen herrenlosen Hund – es war ein sehr schöner irischer Setter, der uns danach längere Zeit auf unseren Patrouillen begleitete und einem meiner Kameraden gegenüber – Brian hieß er und war Fleischhauer aus Kensington – rasch eine so große Anhänglichkeit entwickelte, daß man den Burschen gut und gern seinen neuen Herrn nennen könnte. Ist das nicht seltsam?

Ich weiß nicht, was aus den beiden wurde, dem Metzger und dem Hund, es ist erst wenige Jahre her, und doch beginnen die Details bereits, zu verblassen. Doch zurück zu jenem Tag, an dem ich Dirac wiedersah und doch in einem gewissen Sinne im Grunde erstmalig seine Bekanntschaft machte.

Am Abend, als das Dunkel sich über die Dächer und die Ruinen senkte und die notwendigen Arbeiten erledigt waren – ich hatte oft den Eindruck, wir räumten den Deutschen ihren Spielplatz auf, damit sie ihn in der darauffolgenden Nacht nur um so konsequenter verwüsten konnten – saßen wir alle bei unseren Unterständen herum, aßen eingedickte Suppe mit trockenem Brot, trieben Scherze, spielten etwas Musik, mit Instrumenten wie der Mundharmonika zum Beispiel, oder auch mal einem Grammophon, das ein Universitätsprofessor dabei hatte, den irgendwann später der Schlag traf (eine merkwürdige Todesart, mitten im

Krieg). Dirac saß etwas abseits und las in einem schmalen Heftchen.

Ich gesellte mich zu ihm und schwieg eine Weile, konnte auch einen Blick auf das Heft werfen, in dem lange Kolonnen unverständlicher Symbole mit vorgeordneten Indexzahlen und dazwischen ein wenig Prosa zu sehen waren – wissenschaftliche Fachliteratur also, und wenn es zu diesem Zeitpunkt noch einen Zweifel darüber gegeben hatte, ob dieser Mann wirklich der Wissenschaftler aus dem Wirtshaus und Nobelpreisträger war, so räumte diese seine Lektüre beim Abendfeuer diese Zweifel für mich endgültig aus.

Ich sprach ihn nicht an, saß nur daneben. Nach einer Weile war er mit dem Lesen fertig, ließ sich von der niedrigen Mauer, auf der er gehockt war, hinunter auf den Boden, saß da im Staub, sah auf zum leicht bewölkten Himmel und sagte ruhig: ‚Keine gute Sicht heute nacht. Die Stadt bleibt also nochmal ein paar Stunden stehen.‘

Ich nickte, dachte an mein dahingegangenes Europa, die große, kosmopolitische Idee, betrachtete mit schweifendem Blick die finstere Wirklichkeit um uns und sagte: ‚Feine Ideen haben die Menschen, was? Erst bauen sie eine moderne Welt, dann stoßen sie sie tiefer in die Barbarei, als jede vormoderne es erlebt hat.‘

Er schnalzte mit der Zunge; ich wußte nicht, ob das Zustimmung, Ablehnung oder Gleichgültigkeit bedeuten sollte. Ich zitierte, weil mir nichts besseres einfallen wollte, ein paar Zeilen von Blake: ‚They lived a period of years;/Then left a noisom body/To the jaws of devouring darkness./And their children wept, & built/Tombs in the desolate places,/And form’d laws of prudence, and call’d them/The eternal laws of god.‘

Dirac schwieg. Ich machte mich zum Esel, indem ich hinzufügte: ‚William Blake hat das geschrieben, ein Dichter, der auch Prophet sein wollte. Ich denke, in dieser Frage hat die Geschichte ihm seinen Wunsch erfüllt: seine Vision ist wirklich zu unserer Gegenwart geworden.‘

Diracs Interesse war nun doch geweckt: ‚Ich frage mich, welche ‚Gesetze der Vorsicht‘ er meint, wenn er sagt, die Menschen hätten solche Gesetze aufgerichtet und sie für die ewigen Gesetze Gottes ausgegeben.‘

‚Wie meinen Sie das, welche Gesetze?‘ fragte ich ihn, und er erläuterte: ‚Hat er die Naturgesetze im Sinn gehabt, oder irgendwelche Verhaltensvorschriften?‘

‚Vielleicht das Völkerrecht.‘ machte ich einen bitteren Witz. Dirac lächelte schwach und nickte einmal kurz: das war ja nun wirklich dahin, dieses Völkerrecht.

Ich stellte mich jetzt meinem Gesprächspartner vor, er sich tat desgleichen und wir gaben einander die Hand. Weder damals noch später

je – ich stehe immer noch in sporadischem brieflichem Kontakt mit ihm, schicke ihm meine Bücher, er bedankt sich knapp, viel Gedankenaustausch gibt es nicht – habe ich ihm davon erzählt, daß wir einander schon zuvor einmal begegnet waren, und er machte auf mich weder den Eindruck, als erinnere er sich daran, wie vage auch immer, noch schien er der Mann, eine solche Erinnerung, wenn er sie doch besessen hätte, aus irgendwelchen Gründen zu verbergen.

Wir waren, ohne daß ich richtig bemerkt hätte, wie das nun zugegangen war, über kurz oder lang also wirklich ins Gespräch gekommen. Ich sollte noch lernen, in den Wochen, die auf diesen ersten Abend folgten und dazu führten, daß sich unsere Wege immer wieder kreuzten, wie typisch diese Begebenheit für den Umgang mit Dirac war. Aber an diesem Abend war es mir neu, und so füllte ich nach Kräften jede plötzlich entstehende Gesprächspause – es gibt sie häufig, wenn man mit ihm redet, und man muß lernen, sie einfach anzunehmen, irgendwann geht es schon weiter – und scherzte, erzählte, spekulierte, alles entlang der einen Linie, die ich bereits zu zeichnen begonnen hatte: daß das, was um uns geschah, vielleicht die düstersten Ahnungen von für so etwas empfänglichen Geistern früherer Jahrhunderte bestätigte. Ich sprach also von Goya, von Bosch, von den Erzählungen Kafkas und den Schriften des Nostradamus, von den Wiedertäufern und den Millenaristen des Mittelalters, vom ostjüdischen Messias Sabbatai Zwi und davon, daß Männer wie Hitler und Stalin mir oft eigentlich nicht lebendig schienen, als wären es aus Lehm gemachte Kreaturen des Welt- oder Zeitgeists, denen der böse Zauber der Propaganda ein Leben eingehaucht hatte, Golem-Geschöpfe wie im jüdischen Mythos.

Dirac hörte sich das alles ruhig und aufnahmewillig an und sagte schließlich doch nur eins dazu: ‚Ich weiß nicht, warum das überhaupt wichtig sein soll. So eine Entsprechung.‘

Ich glaubte, mich verhört zu haben – das klang ja nun doch ein bißchen brüsk, fand ich: ‚Was meinen Sie? Die Geschichten und Beispiele, die ich angeführt habe, oder..?‘

Er lächelte, ein wenig entschuldigend, strich sich das Haar zurück und formulierte vorsichtig: ‚Nein, nein, nicht die Geschichten selbst. Die sind sicher in vieler Hinsicht lehrreich. Ich frage mich nur, ob wir das überhaupt so geheimnisvoll finden sollten, daß da nun Menschen sich Dinge ausgemalt haben, die dem gleichen, was wir heute erleben.‘

‚Die Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken, scheint mir doch in der Tat eine menschliche Eigenschaft, die gleich bedeutsam oder sogar höher

einzuschätzen ist als all die andern Dinge, die uns vom Tier unterscheiden. Wir haben unsere Vernunft, wir planen und sorgen uns... und eben dieses Vorstellungsvermögen läßt uns offenbar in eine Beziehung zur Zeit als solcher treten, die etwas sehr besonderes ist, etwas, das wir womöglich selber nie ganz verstehen werden.'

Er schüttelte den Kopf: ‚Es tut mir leid, das ganze ist in meinen Augen unvermeidliches Ergebnis der Wahrscheinlichkeitslage.'

‚Der... wie bitte? Was meinen Sie damit?’, ich war erstaunt.

‚Nun ja... wenn so und so viele Menschen Dinge formulieren, malen, zeichnen, formen, was auch immer, die sich auf die Welt ihrer Fantasie, und das heißt ja: die Welt des Vorstellbaren, der Möglichen beziehen, dann ist es doch ganz unvermeidlich, daß irgendwann einiges davon in der Wirklichkeit geschieht. Und diese Leute, die dann sozusagen einen Treffer gelandet haben, verehrt man als Visionäre und Propheten, aber von den anderen, deren Deutungen und Ideen daneben lagen, und die es in vermutlich sehr viel größerer Zahl gibt, von denen reden wir nicht, die kennen wir nicht einmal.'

‚Entschuldigen Sie,‘ fiel ich ihm in diesem Moment ins Wort – wobei es durchaus sein kann, daß er schon fertig war und weiter nichts dazu bemerkt hätte – ‚aber mir scheint, Sie sagen damit so etwas wie... nun ja, wenn es wirklich Wahrscheinlichkeiten sind, dann gibt es eigentlich keine fehlschlagenden Prophezeiungen, oder? Korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre, aber kommt es dabei nicht vor allem auf den Zeitfaktor an? Sagen Sie nicht damit, daß es auf lange Sicht eigentlich keine Abscheulichkeit und kein Verbrechen geben kann, das Menschen vorstellbar finden, von dessen schließlicher Verwirklichung wir nicht ausgehen dürfen? Das ist eine ziemlich pessimistische Weltsicht, wenn Sie mich fragen.'

Er lächelte sein kleines Lächeln: ‚Wenn Sie so wollen... ihr Argument ist mathematisch sauber, keine Frage, wenn wir von einer unveränderlichen Menschheit ausgehen. Ob wir das dürfen, müssen Sie Ihre Dichter fragen.'

Ich porvozierte ihn ein wenig: ‚Meine Dichter? Haben sie für einen Paul Dirac nicht gedichtet, ist Ihnen das alles verschlossen?'

Er seufzte: ‚Ich finde, es lenkt mich ab. Ich komme nicht dahinter. Es ist kryptisch, elliptisch, verworren. Aber nehmen Sie das nicht für eine repräsentative Äußerung meines Berufsstandes. Nicht alle Wissenschaftler, vermutlich nicht einmal alle mathematischen Physiker, denken so.'

‚Sie kennen persönlich Gegenbeispiele?‘ fragte ich scherzhaft, und er antwortete ganz im Ernst: ‚Ich habe einen Freund in den USA; der mich seit Jahren von der Bedeutsamkeit der Gedichtlektüre für den Prozeß der

Gedankenbildung überzeugen will. Sein Name ist Oppenheimer, und bis jetzt war er in vielen Dingen erfolgreich, aber nicht in dieser Mission.'

Und das, Esther, ist der Grund, warum ich Dir mit meinem ersten Lebenszeichen seit der Katastrophe, und folgend meinem innigen Wunsch, ein solches auch von Dir zu erhalten und Dich vielleicht auch einmal wiederzusehen, diese Geschichte aufgeschrieben habe.

Denn durch Zufall, aus Schicksalsgründen oder einfach aufgrund meines guten Gedächtnisses habe ich mir den Namen von Diracs poesiebegeistertem Freund damals genau eingepägt, und das erwies sich als etwas sehr Gutes und zugleich Unheimliches, wenn man das Thema – Visionen und Grauen – unserer damaligen Unterhaltung bedenkt.

Denn wie ich inzwischen aus den Zeitungen erfahren habe, war just jener Oppenheimer, ein Mann, der offenbar das Schöne und Gedankenreiche, das Empfindsame und Ästhetische nicht weniger schätzt als Mathematik und Naturgesetze, einer der maßgeblichen Köpfe hinter der Entwicklung jener Bombe, mit der die Amerikaner am Ende des Krieges zwei japanische Städte zerstört haben.